Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 49

Artikel: Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]
Autor: Zweig, Stefan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754372

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNGEDULD DES HERZENS

Roman von Stefan Zweig

Copyright by Verlag Allert de Lange, Amsterdam und Verlag Bermann-Fischer, Stockholm

8. Fortsetzung

Condor hielt inne. Er wartete offenbar auf meine Zustimmung. Aber ich wagte nicht, seinem Blick zu begegnen; innen jagten jetzt, vom pochenden Herzschlag aufgetrieben, die Bilder des gestrigen Tages vorüber. Wie wir heiter über das sommerliche Land gefahren waren und das Gesicht der Kranken strahlte von Sonne und Glück. Das alles mit einem einzigen Hieb zerstören! Die Verwandelte wieder rückverwandeln, die so herrlich ihrer Verzweiflung Entrissene mit einem Wort in alle Höllen der Ungeduld wieder zurückstoßen! Nein, ich wußte, nie würde ich dazu die Hand bieten können. So äußerte ich zaghaft:

«Aber könnte man nicht lieber . . .» und stockte schon wieder unter seinem prüfenden Blick.

«Was?» fragte er scharf.

«Ich meinte nur, ob man . . . ob man mit dieser Eröffnung nicht lieber warten sollte . . . wenigstens ein paar Tage, weil . . . weil . . . ich hatte gestern den Eindruck, als hätte sie sich schon völlig auf diese Kur eingestellt . . . ich meine, innerlich eingestellt . . . und sie hätte jetzt, wie Sie damals sagten, die . . . die psychischen Kräfte . . . ich meine, sie wäre jetzt imstande, viel mehr aus sich herauszuholen, wenn . . . wenn man sie nur noch einige Zeit in dem Glauben beließe, diese neue Kur, von der sie alles erwartet, würde sie endgültig heilen . . . Sie . . . Sie haben ja nicht gesehen, Sie . . . Sie können sich gar nicht vorstellen, wie schon die bloße Ankündigung auf sie gewirkt hat . . . ich hatte wirklich den Eindruck, daß sie sich sofort viel besser fortbewegen konnte . . . und ich meine, ob man das nicht erst sich auswirken lassen sollte . . . Natürlich . . .» — ich flüchtete mit der Stimme zurück, weil ich spürte, wie überrascht Condor zu mir aufblickte — «natürlich, ich verstehe nichts davon . . .»

Condor blickte mich noch immer an. Dann knurrte er:

«Sieh mal — Saul unter den Propheten! Sie scheinen sich ja äußerst gründlich in die Sache hineingekniet zu haben — sogar das von den psychischen Kräften haben Sie sich gemerkt! Und dazu noch Ihre klinischen Feststellungen — ohne daß ich's wußte, hab ich mir da in aller Stille einen Assistenten und Konsiliarius herangezogen! — Uebrigens» — er kraulte sich mit nervöser Hand nachdenklich im Haar — «was Sie da vorbrachten, wäre an sich gar nicht so dumm — Verzeihung, ich meine natürlich: im medizinischen Sinne dumm. Gar nicht so übel gedacht, Herr Kollege! Zu inszenieren wäre die Sache ja kinderleicht — ich schicke sie ins Engadin, wo ich einen befreundeten Arzt habe, wir lassen sie im seligen Glauben, es sei die neue Kur, während es in Wirklichkeit die alte ist. Auf den ersten Hieb wäre der Effekt wahrscheinlich famos und wir würden schockweise begeisterte, dankbare Briefe kriegen. Die Illusion, die Luftveränderung, die Ortsveränderung, der verstärkte Energieeinsatz, all das würde ja tatsächlich wacker mithelfen und mitschwindeln: schließlich würden vierzehn Tage Engadin auch Sie und mich überraschend aufpulvern. Aber, lieber Herr Leutnant, ich als Arzt muß nicht nur an den Anfang denken, sondern auch an den Fortgang und vor allem den Ausgang. Ich muß den Rückschlag in Rechnung stellen, der bei so irrsinnig überspannten Hoffnungen unvermeidlich — jawohl, unvermeidlich! — einsetzen würde.

«Aber . . . aber Sie sind doch selbst der Ansicht, man könnte eine wesentliche Besserung erzielen . . .»

«Gewiß — im ersten Anlauf würden wir ein gutes Stück vorwärtskommen, Frauen reagieren doch immer in erstaunlicher Weise auf Gefühle, auf Illusionen. Aber denken Sie sich selber die Situation in ein paar Monaten aus, wenn die sogenannten psychischen Kräfte, von denen wir sprachen, erschöpft sind, der aufgespeicherte Wille verbraucht, die Leidenschaft vertan, und noch immer, nach Wochen und Wochen aufzehrender Anspannung, stellt sich die Genesung nicht ein, jene totale Genesung, mit der sie jetzt doch rechnet wie mit Gewißheit. Mit gutem Gewissen könnte ich eine Hinterhältigkeit nicht verantworten. Ueberlegen Sie selbst. Hätten Sie an meiner Stelle den Mut?»

«Ja», antwortete ich unbedenklich und erschrak schon im selben Augenblick über das rasche Wort. «Das heißt . . .», fügte ich vorsichtig bei, «ich würde ihr den ganzen Sachverhalt erst eingestehen, sobald sie wenigstens etwas vorwärtsgekommen ist . . . Gewiß, man muß ihr die Wahrheit sagen . . . aber doch erst, wenn sie sie ertragen kann . . . nicht jetzt, Herr Doktor, ich beschwöre Sie . . . nur nicht jetzt . . . nur nicht sofort.»

Ich zögerte. Das neugierige Staunen seines Blickes verwirrte mich.

«Aber wann denn . . .», überlegte er. «Und vor allem: wer soll sie ihr sagen? Einmal wird die Aufklärung doch nötig werden, und ich fürchte, die Enttäuschung würde dann hundertmal grausamer und gefährlicher sein. Würden Sie wirklich eine solche Verantwortung übernehmen?»

«Ja», sagte ich fest. «Diese Verantwortung übernehme ich voll und ganz. Ich weiß bestimmt, daß es Edith jetzt unermeßlich helfen wird, wenn man ihr vorläufig die Hoffnung läßt, sie käme jetzt zu Ende. Wird es dann nötig sein, sie aufzuklären, daß wir . . . daß ich vielleicht zu viel versprochen habe, so werde ich mich ehrlich dazu bekennen, und ich bin überzeugt, sie wird es verstehen.»

Condor blickte mich starr an. «Donnerwetter», murmelte er schließlich, «Sie muten sich allerhand zu! Und das Merkwürdigste ist, daß Sie alle andern mit Ihrem Gottesglauben infizieren — erst die draußen und, ich fürchte, allmählich auch mich! — Aber bei solchen Verpflichtungen gibt es kein Zurück, Herr Leutnant! Es ist meine Pflicht, Sie zuvor gründlich zu warnen. Wir Aerzte sind vor jeder Operation gebunden, die Beteiligten auf alle möglichen Gefahren aufmerksam zu machen — einer schon so lange Gelähmten zu versprechen, sie werde in kürzester Zeit völlig geheilt werden, bedeutet einen nicht minder verantwortlichen Eingriff als den mit dem Skalpell. Ueberlegen Sie also genau, was Sie auf sich nehmen — es gehört unermeßliche Kraft dazu, einen Menschen wieder aufzurichten, den man einmal betrogen hat! Ich liebe keine Undeutlichkeiten. Ehe ich von meiner eigentlichen Absicht abstehe, die Kekesfalvas sofort und ehrlich aufzuklären, daß jene Methode in unserem Fall unanwendbar ist und wir noch leider viel Geduld von ihr fordern müssen, muß ich wissen, ob ich mich auf Sie verlassen kann. Kann ich unbedingt darauf zählen, daß Sie mich dann nicht im Stich lassen?»

«Gut.» Condor schob das Glas mit einem Ruck von sich. Wir hatten keiner einen Tropfen getrunken. «Oder vielmehr: hoffen wir, daß es gut ausgeht, denn ganz behaglich fühl ich mich bei diesem Hinausschieben nicht. Ich werde Ihnen jetzt genau sagen, wie weit ich gehe — keinen Schritt über die Wahrheit hinaus. Ich rate zu einer Kur im Engadin, aber ich erkläre, daß die Methode Viennots keineswegs ausgeprobt ist und betone ausdrücklich, daß sie beide kein Wunder erwarten sollen. Benebeln sie sich trotzdem im Vertrauen auf Sie mit unsinnigen Hoffnungen, so wird es an Ihnen sein — ich habe Ihre Zusage — die Sache, Ihre Sache, rechtzeitig ins reine zu bringen.»

Condor erhob sich. «Wie gesagt, ich rechne auf Sie, wenn irgendeine Krise der Enttäuschung eintreten sollte; hoffentlich erreicht Ihre Ungeduld mehr als meine Geduld. Lassen wir also dem armen Kind noch ein paar Wochen Zuversicht!»

Wir verließen das Lokal. Der Wagen stand vor dem Hause für ihn bereit. Im letzten Augenblick, da Condor schon eingestiegen war, zuckte mir noch die Lippe, als wollte sie ihn zurückrufen. Aber schon zogen die Pferde an. Der Wagen und damit das Unabänderliche waren in vollem Gang.

Drei Stunden später fand ich auf meinem Tisch in der Kaserne ein Billett, hastig geschrieben und von dem Chauffeur gebracht. «Kommen Sie morgen möglichst früh. Es ist furchtbar viel zu erzählen. Eben war Doktor Condor hier. In zehn Tagen fahren wir weg. Ich bin schrecklich glücklich. Edith.»

Es half nichts, daß ich vormittags mit den Kameraden war, daß ich vorschriftsmäßig, sorgsam und wach meinen Dienst tat; kaum daß ich nachmittags den unausweichlichen Weg zum Schloß hinauswanderte, spürte ich die gespenstische Last wieder auf den Schultern, weil ich erschütterten Gewissens wußte, daß die Verantwortung, die jetzt für mich begann, eine ganz neue und unermeßlich schwierige geworden war. Damals, auf jener Bank im nächtigen Park, da ich dem alten Manne die Heilung seines Kindes in nahe Aussicht gestellt hatte, war mein Uebertreiben doch bloß ein mitleidiges Nicht-die-Wahrheit-sagen ohne meinen Willen und sogar gegen meinen Willen gewesen, aber noch keine bewußte Täuschung, kein grober Betrug. Von nun an hingegen, da ich wußte, daß eine baldige Heilung nicht zu gewärtigen war, hatte ich kalt, zäh, berechnend, ausdauernd mich zu verstellen, ich mußte mit undurchsichtigen Mienen, mit überzeugter Stimme lügen wie ein abgefeimter Verbrecher, der sich Wochen und Monate voraus jede Einzelheit seiner Tat und seiner Verteidigung raffiniert ausdenkt.

Bei den Kekesfalvas geschah dann alles genau, wie ich gefürchtet; kaum daß ich die Turmterrasse betrat, grüßte mich schon begeisterter Empfang. Mit Absicht hatte ich einige Blumen mitgebracht, um den ersten Blick von mir selbst abzulenken. Aber nach einem jähen «Um Himmels willen, wozu bringen Sie mir denn Blumen? Ich bin doch keine Primadonna!» mußte ich mich schon neben die Ungeduldige setzen, und sie begann, ohne innezuhalten. Mit einem gewissen halluzinativen Ton in der Stimme erzählte und erzählte sie. Immer hätte sie's vorausgewußt, daß man alles bisher von der falschen Seite angepackt habe, daß man mit diesem Elektrisieren und Massieren und all den dummen Apparaten allein nicht vorwärtskomme. Bei Gott, es sei aber schon höchste Zeit gewesen, zweimal — sie hätte es mir nie eingestanden — habe sie schon versucht, Schluß mit sich zu machen, zweimal und immer vergeblich. So könne ein Mensch auf die Dauer nicht existieren, keine Stunde wirklich allein, immer angewiesen auf andere mit jedem Handgriff und jedem Schritt, immer bespäht, immer überwacht und dazu noch erdrückt von dem Gefühl, allen andern bloß eine Last, ein Alp, eine Unerträglichkeit zu sein. Ja, es sei Zeit gewesen, höchste Zeit.

(Fortsetzung Seite 1508)

Das ging so weiter und weiter, ein springender, sprudelnder, sprühender Sturzbach der Ekstase. Immer, wenn wie leichter Gischt ein übermütiges Lachen den jagenden Schwall ihres Erzählens übersprühte, schauerte ich zusammen, denn ich wußte doch, was sie nicht wußte — ich wußte, daß ich sie betrog, daß wir sie betrogen. Als sie endlich innehielt, war mir, wie wenn man nachts in einem fahrenden Zuge aufschrickt, weil die Räder plötzlich stoppen. Aber sie hatte sich selbst jäh unterbrochen.

«Nun, was sagen Sie dazu? Warum sitzen Sie denn so dumm — pardon, so erschrocken herum? Warum reden Sie kein Wort? Freuen Sie sich denn gar nicht mit mir?»

Ich fühlte mich ertappt. Jetzt oder nie galt es, den herzlichen, den richtig begeisterten Ton zu finden.

«Wie können Sie so was sagen? Ich bin nur ganz überrascht . . . das müssen Sie doch verstehen . . . und bei uns in Wien sagt man jedesmal von einer großen Freude, daß sie einem «die Red verschlägt» . . . Natürlich freue ich mich furchtbar für Sie.»

Es widerte mich selbst an, wie künstlich und kalt das klang. Auch sie mußte meine Hemmung sofort bemerkt haben, denn jählings veränderte sich ihre Haltung.

«Nun — viel habe ich nicht bemerkt von Ihrer großen Freude!»

Ich spürte genau das Beleidigende und versuchte, sie zu beschwichtigen.

«Aber Kind . . .»

Doch schon warf sie sich hoch. «Sagen Sie nicht immer ‹Kind› zu mir. Sie wissen, ich vertrag das nicht. Was sind Sie denn schon älter als ich? Ich darf's mir vielleicht noch erlauben, mich zu wundern, daß Sie nicht sehr überrascht waren und vor allem nicht sehr . . . sehr . . . teilnehmend. Aber übrigens, warum sollten Sie sich nicht freuen? Schließlich kriegen auch Sie Urlaub dadurch, daß die Bude hier für ein paar Monate gesperrt wird. Da können Sie wieder ruhig mit Ihren Kameraden im Kaffeehaus sitzen und tarockieren und sind den langweiligen Samariterdienst los. Ja, ja, ich glaub's Ihnen schon, daß Sie sich freuen. Jetzt kommt für Sie eine bequeme Zeit.»

Es war etwas derart grob Zuschlagendes in ihrer Art, daß ich den Stoß bis in mein schlechtes Gewissen hinein spürte. Um abzulenken — denn ich kannte schon das Gefährliche ihrer Reizbarkeit in solchen Augenblicken — suchte ich die Auseinandersetzung ins locker Spaßhafte abzuschieben.

«Bequeme Zeit — wie Ihr euch das vorstellt! Eine bequeme Zeit für Kavalleristen, der Juli, der August, der September! Wissen Sie nicht, daß da Hochkonjunktur ist für alle Schindereien und Rüffeleien? Erst die Vorbereitungen für die Manöver, dann hinüber oder herüber nach Bosnien oder Galizien, dann die Manöver selbst und die großen Paraden! Aufgeregte Offiziere, abgehetzte Mannschaften, allerhöchster Dienst im schärfsten Extrakt von morgens bis abends. Bis tief in den September hinein geht dieser Tanz.»

«Bis Ende September? . . .» Sie wurde mit einemmal nachdenklich. Etwas schien sie zu beschäftigen. «Aber wann . . .», setzte sie schließlich an, «werden Sie dann kommen?»

Ich verstand nicht. Wirklich, ich verstand nicht, was sie meinte, und fragte vollkommen naiv:

«Wohin kommen?»

Sofort spannten sich wieder die Brauen. «Fragen Sie nicht immer so tolpatschig! Uns besuchen! Mich besuchen!»

«Im Engadin?»

«Wo denn sonst? In Tripstrill vielleicht?»

Jetzt erst begriff ich, was sie meinte.

«Na, da sieht man einmal», lachte ich ganz ehrlich, «wie ihr Zivilisten euch das Militär vorstellt. Kaffeehaus und Billardspielen, auf dem Korso spazierengehen und wenn man gerade Lust hat, Zivil anziehen und ein paar Wochen in der Welt herumrutschen. Höchst einfach, so eine Spritzfahrt: man hebt zwei Finger an die Kappe und sagt: «Adieu, Herr Oberst, ich habe keine rechte Schneid, jetzt weiter Militär zu spielen! Auf Wiederschaun, wann's mir grad wieder paßt!» Das Gesicht von meinem Obersten möchte ich mir anschauen, wenn ich so mitten in der Manöverzeit ihm submißest mitteilen tät, ich hätt den Gusto, jetzt für acht Tage auf Urlaub in die Schweiz zu gondeln. Da möchten's ein paar Ausdrücke hören, die Sie in keinem zimmerreinen Lexikon finden. Nein, mein liebes Fräulein Edith, das stellen Sie sich doch etwas zu leicht vor.»

«Ach was, alles ist leicht, was man wirklich will! Spielen Sie sich nicht auf, als ob grad Sie unentbehrlich wären! Das mit dem Urlaub richtet Ihnen Papa in einer halben Stunde. Er kennt ein Dutzend Leute im Kriegsministerium, und wenn ein Wort von oben kommt, kriegen Sie, was Sie verlangen. Also keine Ausflüchte — das ist erledigt.»

Es war dumm von mir, aber dieser lasche Ton ärgerte mich. Schließlich drillen einem ein paar Dienstjahre doch ein gewisses Standesbewußtsein ein. Immerhin hielt ich mich trotz allen Aergers noch im lockeren Ton.

«Nun gut: Schweiz, Urlaub, Engadin — gar nicht übel! Ausgezeichnet, wenn's mir faktisch, wie Sie sich das vorstellen, auf dem Servierbrett hergeschoben wird, ohne daß ich gehorsamst ‹bitte, bitte› machen muß. Aber nötig wäre außerdem, daß Ihr Herr Papa im Kriegsministerium zu dem Urlaub noch ein besonderes Reisestipendium für den Herrn Leutnant Hofmiller herauskitzelt.»

Nun war sie es wiederum, die aufstutzte. Ich sah, ich mußte deutlicher werden.

«Also vernünftig Kind . . . pardon, reden wir vernünftig, Fräulein Edith. Die Sache liegt leider nicht so einfach, wie Sie meinen. Sagen Sie — haben Sie sich einmal überlegt, was so eine Eskapade kostet?»

«Ach, das meinen Sie?» sagte sie völlig unbefangen. «Das kann doch nicht arg sein. Ein paar hundert Kronen höchstens. Die werden doch nichts ausmachen.»

Nun konnte ich meinen Unmut nicht länger beherrschen. Denn hier lag mein empfindlichster Punkt. Hier war mein wunder Punkt. Hier war ich lahm, hier trug ich meine Krücken. Einzig deshalb erregte es mich so unverhältnismäßig, daß dieses verwöhnte, verzogene Geschöpf, das doch selber an seiner Zurückgesetztheit höllisch litt, die meine nicht begriff. Gegen meinen Willen wurde ich beinahe grob.

«Ein paar hundert Kronen höchstens? Eine Kleinigkeit, nicht wahr? Eine erbärmliche Kleinigkeit für einen Offizier! Und Sie finden's natürlich schäbig, daß ich so eine Läpperei überhaupt erwähne? Nicht wahr, schäbig, kleinlich, knickerisch? Aber haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wovon unsereins sich durchfretten muß? Womit er sich abfinden und abschinden muß?»

Und da sie mich noch immer mit jenem verkniffenen und, wie ich töricht vermeinte, verächtlichen Blick anstarrte, packte mich plötzlich das Bedürfnis, ihr meine ganze Armut bloßzulegen. Genau wie sie damals, um uns zu quälen, mit der Absicht vor uns, den Gesunden, durch das Zimmer gehumpelt war, um sich durch diesen herausfordernden Anblick zu rächen an unserer behaglichen Gesundheit, so empfand ich eine Art zorniger Freude, ihr die Enge und Abhängigkeit meiner Existenz exhibitionistisch zu entblößen.

«Wissen Sie denn überhaupt, was ein Leutnant Gage kriegt?» fuhr ich sie an. «Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht? Also, damit Sie's wissen: zweihundert Kronen am ersten des Monats für die dreißig oder einunddreißig Tage und dazu die Verpflichtung, «standesgemäß» zu leben. Von diesem Bettel hat er die Menage, die Wohnung, den Schneider, den Schuster und seinen «standesgemäßen» Luxus zu bestreiten!»

Ich weiß heute, daß es dumm, daß es verbrecherisch von mir war, mich dermaßen von meiner Bitterkeit hinreißen zu lassen. Wie sollte ein siebzehnjähriges Kind, verwöhnt und weltfremd auferzogen, wie sollte diese Gelähmte, ständig an ihr Zimmer gefesselt, etwas von Geldwert und Gage und unserem glänzenden Elend ahnen?

Aber kaum daß ich aufblickte, begriff ich schon, wie tierisch roh ich zugeschlagen. Mit der Feinfühligkeit der Kranken hatte sie sofort gespürt, daß sie mich unbewußt an empfindlichster Stelle getroffen. Unwiderstehlich — ich sah, sie wehrte sich dagegen und hob rasch die Hand vor das Gesicht — wurde sie rot; offenbar hatte ein bestimmter Gedanke ihr das Blut in die Wangen getrieben.

«Und da . . . und da kaufen Sie mir noch so teure Blumen?»

Nun kam ein peinlicher Anblick und er währte lange. Ich schämte mich vor ihr, und sie schämte sich vor mir. Wir hatten einander beide unbeabsichtigt verletzt und fürchteten uns vor jedem neuen Wort. Mit einemmal hörte man den Wind, der warm durch die Bäume strich, und unten im Hof das Gackern der Hühner, und von ferne ab und zu das dünne Rollen eines Wagens die Landstraße entlang. Aber da raffte sie sich schon wieder auf.

«Und ich bin so dumm und geh auf Ihren Unsinn ein! Wirklich, dumm bin ich und reg mich sogar noch auf. Was kümmert Sie das überhaupt, was eine Reise kostet? Wenn Sie zu uns kommen, sind Sie selbstverständlich unser Gast!»

Aber hier war der Punkt, wo ich nicht nachgeben konnte. Denn nichts war mir — ich sagte es schon früher — dermaßen unerträglich wie der Gedanke, als Schmarotzer zu gelten.

«Ich weiß, Sie meinen es gut und Ihr Herr Vater meint es gut. Aber manche Leute können eben nicht alles Gute im Leben serviert bekommen . . . Sprechen wir nicht weiter davon.»

«Sie wollen also nicht kommen.»

«Ich hab nicht gesagt, daß ich nicht will. Ich erklärte Ihnen deutlich, weshalb ich nicht kann.»

«Auch nicht, wenn mein Vater Sie darum ersucht?»

«Auch dann nicht.»

«Und auch . . . auch wenn ich Sie bitte? . . . Wenn ich Sie herzlich, wenn ich Sie freundschaftlich bitte?»

«Tun Sie's nicht. Es hätte keinen Sinn.»

Sie senkte den Kopf. Aber schon hatte ich das wetterleuchtende Zittern und Zucken um ihren Mund bemerkt, das untrüglich bei ihr eine gefährliche Irritation ankündigte. Mit einem Ruck riß sie meine Blumen vom Tisch und warf sie in zornigem Bogen weit über die Balustrade.

«Gut», stieß sie dann zwischen den Zähnen heraus. «Jetzt weiß ich wenigstens, wie weit Ihre Freundschaft reicht. Gut, daß man's einmal erprobt hat! Nur weil ein paar Kameraden im Kaffeehaus sich den Mund zerreißen könnten, verstecken Sie sich hinter Ausredereien. Nur weil man Angst hat, daß man einen schlechten Punkt in der Sittennote kriegt beim Regiment, verdirbt man seinen Freunden eine Freude! . . . Aber gut! Erledigt! Ich werde nicht weiter betteln. Sie haben keine Lust — gut! Erledigt!»

Ich spürte, ihre Erregung war noch nicht völlig gewichen, denn sie wiederholte nochmals und nochmals mit einer gewissen zähen Hartnäckigkeit dieses «gut». Plötzlich wandte sie sich mir scharf zu.

«Gut. Erledigt der Fall. Unser submißestes Gesuch ist abgelehnt. Sie besuchen uns nicht, Sie wollen uns nicht besuchen. Es paßt Ihnen nicht. Gut! Man wird's überstehen. Sind schließlich früher auch ohne Sie ausgekommen . . . Etwas möchte ich noch wissen — wollen Sie mir jetzt aufrichtig antworten?»

«Selbstverständlich.»

«Aber ehrlich! Ihr Ehrenwort! Geben Sie mir Ihr Ehrenwort.»

«Wenn Sie durchaus darauf bestehen — mein Ehrenwort.»

«Gut. Gut.» Immer wiederholte sie dieses harte schneidende «gut», als riße sie damit etwas wie mit einem Messer weg. «Nur das eine. Also — es paßt Ihnen nicht, zu uns zu kommen, weil's Ihnen unangenehm ist, weil Sie sich geniert fühlen . . . oder aus irgendwelchen Gründen sonst — was geht's mich an? Gut . . . gut. Erledigt. Aber jetzt ehrlich und klar: warum kommen Sie dann überhaupt zu uns?»

Auf alles war ich gefaßt gewesen, nur nicht auf diese Frage. In meiner Verblüffung stammelte ich, um Zeit zu gewinnen, ein vorbereitendes:

«Aber... aber das ist doch ganz einfach... da hätte es doch keines Ehrenwortes bedurft...»

«So? . . . einfach? Gut! Um so besser! Also los!»

Nun gab es kein Ausbiegen mehr. Das Einfachste schien mir die Wahrheit, nur merkte ich schon, daß ich sie vorsichtig stilisieren müßte. So setzte ich mit scheinbarer Ungezwungenheit an:

«Aber, liebes Fräulein Edith — suchen Sie doch keine geheimnisvollen Beweggründe bei mir. Sie kennen mich schließlich genug, um zu wissen, daß ich jemand bin, ich kann Ihnen wirklich nichts Gescheiteres und nichts Dümmeres sagen, als daß ich immer wieder zu euch komm — eben weil ich gern zu euch komm und weil ich mich hier eben hundertmal wohler fühle als anderswo. Ihr stellt euch, glaub ich, unsere Kavalleristik doch ein bißchen zu sehr nach der Operette vor, immer fesch, immer lustig, eine Art ewiger Kirchweih. Nun, von innen sehen die Dinge nicht so üppig aus, und auch mit der vielgerühmten Kameradschaft steht's manchmal reichlich windig. Wo's Avancement und

(Fortsetzung Seite 1511)

REGEN . . .

Regen fließt, wie lindernde Tränen
aus einer Not —
stumm glühendes Sehnen
leise verloht.
Tropfen um Tropfen fällt aufs Dach,
stet und gemach —
folgt jeder seiner Zeit Gebot.
Glück wie Trauer —
nimmt alles seinen Lauf,
hat alles seine Dauer,
wehr dich nicht — nimm's in Kauf,
nimm's als gegeben,
denn beides ist Leben.

Von Paula Werner

Ranglisten gibt, tritt man dem Vordermann leicht auf die Zehen. Bei jedem Wort, das man sagt, muß man auf der Hut sein. Dienst kommt von dienen, und dienen heißt abhängig sein. Und dann, eine Kaserne und ein Wirtshaustisch sind eben kein rechtes Zuhause. Wenn ich dagegen zu euch komm, da leg ich mit dem Säbel zugleich alle Bedenklichkeiten weg, und wenn ich dann mit euch so gemütlich plausche, dann . . .»

«Nun . . . was ist dann?» Ganz ungeduldig stieß sie es heraus.

«Dann . . . na, Sie werden's vielleicht ein bißchen unverschämt finden, daß ich's so ehrlich heraussag . . . dann red ich mir ein, ihr seht's mich gern bei euch, hier gehör ich dazu, hier bin ich hundertmal mehr zu Hause als irgendwo. Immer wenn ich Sie so anschau, hab ich das Gefühl . . .»

Ich stockte unwillkürlich. Aber sie wiederholte sofort mit gleicher Heftigkeit: «Nun, was ist bei mir . . .»

«. . . daß da jemand ist, bei dem ich nicht so schrecklich überflüssig bin wie bei den unsrigen . . . Natürlich, ich weiß schon, viel ist nicht dran an mir, manchmal wundere ich mich selber, daß ich euch nicht längst schon langweilig geworden bin . .. Oft . . . ihr wißt's ja nicht, wie oft ich schon Angst gehabt hab, ob ich euch nicht schon über bin . . . aber dann erinnere ich mich immer, wie Sie allein dasitzen in dem großen leeren Haus, und daß Sie's freuen könnt, wenn jemand zu Ihnen kommt. Und das, sehn Sie, macht mir jedesmal wieder Mut . . . wenn ich Sie dann auf Ihrem Turm oder in Ihrem Zimmer find, dann red ich mir ein, es war doch gut, daß ich gekommen bin, statt daß Sie allein da Ihren Tag versitzen. Können Sie das wirklich nicht verstehen?»

Aber nun geschah etwas Unerwartetes. Die grauen Augen wurden starr, es war, als ob etwas in meinen Worten ihre Pupillen versteinert hätte. Dagegen wurden allmählich die Finger unruhig, sie tasteten die Lehne auf und nieder, begannen zuerst leise und dann immer heftiger auf dem blanken Holz zu trommeln. Der Mund verzerrte sich leicht, und mit einemmal sagte Sie abrupt:

«Ja, ich verstehe. Ich verstehe vollkommen, was Sie meinen . . . Sie haben . . . Sie haben jetzt, glaube ich, wirklich die Wahrheit gesagt. Sehr, sehr höflich haben Sie sich ausgedrückt und sehr gewunden. Aber ich hab Sie doch genau verstanden. Ganz genau verstanden. Sie kommen, sagen Sie, weil ich so ‹allein› bin — das heißt auf gut deutsch: weil ich angenagelt bin an diesen verfluchten Liegestuhl. Nur deshalb also trotten Sie täglich heraus, nur als barmherziger Samariter kommen Sie zu dem ‹armen, kranken Kind› — so nennt ihr mich wohl alle, wenn ich nicht dabei bin, ich weiß schon, ich weiß.»

Und plötzlich bäumte sie sich auf, ein Krampf überlief ihren ungelenken Körper.

«Aber danke schön! Ich pfeife auf diese Art Freundschaft, die nur meiner Krüppelei gilt . . . Ja, machen Sie nicht so zerknirschte Augen! Natürlich tut's Ihnen leid, daß Ihnen die Wahrheit herausgerutscht ist, daß Sie eingestanden haben, Sie kommen nur, weil ich Sie ‹verbarmen tu›, wie jenes Dienstmädchen sagte — nur die hat's ehrlich gesagt und grad heraus. Sie aber drücken sich als ‹guter Mensch› viel schonender, viel ‹zartfühlender› aus, Sie sagen um die Ecke herum: weil ich so allein hier hocke den ganzen Tag. Glauben Sie, daß ich wirklich angewiesen bin auf euer Herumsitzen mit euren ‹teilnehmenden›, euren feuchten, schwammigen Blicken oder auf euer ‹schonendes› Geschwätz . . . Nein, Gott sei Dank, ich brauch euch alle nicht . . . Ich werd schon selber fertig mit mir, ich steh's schon allein durch. Und wenn's nicht weiter geht, dann weiß ich schon, wie ich loskomme von euch . . . Da!» — sie stieß mir plötzlich die umgewendete Hand entgegen — «Hier, sehen Sie die Narbe! Einmal hab ich's schon probiert, ich war nur ungeschickt und hab mit der stumpfen Schere den Puls nicht erwischt; dummerweise kamen sie noch zurecht und konnten mich verbinden, sonst wär ich euch alle schon los und euer schuftiges Mitleid! Aber nächtesmal mach ich's besser, verlassen Sie sich darauf! Da sehen Sie her, das hat mein besorgter Vater vergessen, als er den Turm für mich herrichten ließ . . . Nur daran, daß ich eine schöne Aussicht haben soll, hat er gedacht . . . Viel Sonne, viel Sonne und gute Luft, hat ja der Arzt gesagt. Aber wie gut sie mir einmal dienen kann, die Terrasse, das ist ihnen allen nicht eingefallen, nicht dem Vater, nicht dem Arzt, nicht dem Architekten . . . Sehen Sie einmal da herunter . . .» — sie hatte sich plötzlich aufgestemmt und mit einem jähen Ruck ihren schwankenden Körper hingeworfen bis an das Geländer, das sie jetzt grimmig mit beiden Händen umklammerte — «vier, fünf Stockwerke geht's hier hinab und unten ist harter Stein . . . das reicht aus . . . und soviel Kraft habe ich gottlob in den Muskeln, um übers Geländer zu kommen — ja, vom Krückengehen kriegt man stramme Muskeln. Sehen Sie, ganz leicht geht's, nur so ein bißchen sich herunterbeugen und dann . . .»

In äußerster Besorgnis war ich aufgesprungen, als sie sich, mit blitzenden Augen, gefährlich tief über die Balustrade beugte, und ich packte rasch ihren Arm. Aber, als hätte ihr Feuer die Haut angesprüht, zuckte sie auf und schrie mich an:

«Weg! . . . Wie können Sie sich unterstehen, mich anzurühren! . . . Weg! . . . Ich habe das Recht, zu tun was ich will. Los! . . . Sofort lassen Sie mich los!»

Und da ich nicht gehorchte, da ich versuchte, sie gewaltsam vom Geländer abzudrängen, warf sie plötzlich den Oberkörper herum und gab mir mitten in die Brust einen Stoß. Und nun geschah das Entsetzliche. Mit diesem Stoß verlor sie den Stützpunkt und damit das Gleichgewicht. Wie von einer Sense durchgeschnitten, gaben die lockeren Knie völlig nach. Mit einem Ruck sackte sie in sich zusammen, und dadurch, daß sie sich im Hinstürzen an dem Tisch festhalten wollte, riß ihr Fall die ganze Platte mit. Ueber sie und mich, der ich im letzten Augenblick die ungelenk Hintaumelnde noch aufzufangen suchte, klirrte jetzt zerbrechend die Vase, schmetterten die Teller und Tassen, rasselten die Löffel; laut schlug die große bronzene Glocke zu Boden und rollte mit lärmendem Klöppel die ganze Terrasse entlang.

Die Gelähmte war unterdes elend in sich zusammengestürzt, wehrlos lag sie am Boden, ein zuckendes Bündel Zorn, aufschluchzend vor Erbitterung und Scham. Ich versuchte den leichten Körper aufzuheben, aber sie wehrte sich und heulte mir entgegen:

«Weg . . . weg . . . weg, Sie gemeiner, Sie roher Mensch . . .»

Und dabei schlug sie mit den Armen um sich, immer wieder versuchend, sich ohne meine Hilfe aufzurichten. Jedesmal indes, wenn ich mich näherte, um ihr behilflich zu sein, krümmte sie sich widerstrebend und schrie mich an in ihrem tollen wehrlosen Zorn: «Weg . . . nicht mich anrühren . . . fort mit Ihnen!» Nie hatte ich etwas Furchtbareres erlebt.

In diesem Augenblick surrte leise etwas hinter uns. Es war der Lift, der herauffuhr; anscheinend hatte die Glocke im Niederkollern Lärm genug gemacht, um den immer bereiten Diener zu rufen. Eilends trat er, die erschrockenen Augen sofort diskret niederschlagend, heran, hob, ohne mich anzusehen, den zuckenden Körper — er mußte den Griff gewohnt sein — leicht auf und trug die Schluchzende hin zum Fahrstuhl. Eine Minute, und schon surrte der Lift wieder leise hinab; ich blieb allein zwischen dem umgestürzten Tisch, den zerschlagenen Tassen, den verstreuten Dingen, die so wirr durcheinanderlagen, als wäre ein Blitz aus heiterem Himmel niedergefahren und hätte sie mit explosivem Einschlag nach allen Seiten versprengt.

Ich weiß nicht, wie lange ich so auf der Terrasse inmitten der zerschellten Teller und Tassen herumstand, völlig perplex von diesem elementaren Ausbruch, für

Um die Weihnachtszeit

pflegen Wünsche meist feste Form zu gewinnen. Wer sich zum Kauf einer Camera entschlossen hat, der dürfte jetzt auch die neue NETTAR in die engere Wahl ziehen. Diese Spring-Camera bietet für wenig Geld eine Menge von Vorzügen: an erster Stelle den praktischen Gehäuseauslöser, dann den vollautomatischen Spring-Mechanismus, den optischen Durchsichtssucher, den Sucherschuh für den großen, aufsteckbaren Brillantsucher, ferner die Schnappschußeinstellung und die übersichtliche Anordnung der Blenden und Verschluß-Zeiten.

NETTAR 4½×6 cm und 6×9 cm schon ab Fr. 54.— bis Fr. 118.—
NETTAR 6×6 cm ab Fr. 79.— mit eingebautem Selbstauslöser

IKONTA mit *Sperrvorrichtung gegen Doppelbelichtungen* schon ab Fr. 132.—.

ZEISS IKON-Cameras werden mit der 2- bzw. 3-jährigen Fabrikgarantie verkauft!

Zu beziehen durch jede gute Photohandlung; Auskunft auch durch **Jean Merk,** ZEISS IKON-Vertretung, Bahnhofstraße 57 b, Zürich

ZEISS IKON

den mir jede Deutung fehlte. Da kam schon wieder von rückwärts das wohlbekannte windfangartige Geräusch; der Lift fuhr neuerdings empor, abermals näherte sich Josef, der Diener, einen Schatten merkwürdiger Trauer über seinem wie immer wohlrasierten Gesicht. Ich dachte, er käme nur, um aufzuräumen, und fühlte mich geniert, inmitten dieses Trümmerhaufens ihm hinderlich zu sein. Doch unmerklich schob er sich mit gesenkten Augen an mich heran, gleichzeitig eine Serviette vom Boden aufnehmend.

«Verzeihen Herr Leutnant», sagte er mit seiner diskret gedämpften Stimme, die gleichsam immer mit einer Verbeugung sprach. «Erlauben, daß ich Herrn Leutnant ein wenig abtrockne.»

Nun erst bemerkte ich, seinen beschäftigten Fingern folgend, an meiner Bluse und meiner hellen Pejacevichhose je einen großen nassen Fleck. Offenbar hatte, während ich mich niederbeugte, um der Stürzenden aufzuhelfen, eine der im Fall mitgerissenen Teeschalen mich angeschüttet, denn sorgfältig rieb und tupfte der Diener mit der Serviette an den nassen Stellen herum.

«Nein, so geht's nicht», äußerte er schließlich betrübt, ohne den Kopf zu heben. «Am besten, Herr Leutnant, ich schick den Chauffeur in die Kaserne und laß einen anderen Rock holen. So können Herr Leutnant nicht ausgehen. Aber verlassen sich Herr Leutnant darauf, in einer Stunde ist alles getrocknet und ich bügel die Hose gleich sauber auf.»

Er konstatierte das alles scheinbar bloß fachmännisch beflissen. Aber ein anteilnehmender und etwas bestürzter Ton klang verräterisch mit. Und als ich bedeutete, nein, das sei gar nicht nötig, er solle lieber um einen Wagen telephonieren, ich wolle ohnehin gleich nach Hause, da räusperte er sich unvermutet und hob seine guten, etwas müden Augen bittend empor.

«Bitte, wollen Herr Leutnant noch ein bißchen bleiben. Es wäre schrecklich, wenn Herr Leutnant jetzt fortgingen. Ich weiß bestimmt, das gnädige Fräulein würden sich furchtbar aufregen, wenn Herr Leutnant nicht noch etwas warteten. Jetzt sind Fräulein Ilona noch bei ihr... und... haben sie zu Bett gebracht. Aber Fräulein Ilona hat mir aufgetragen, zu sagen, sie käme gleich, Herr Leutnant möchten unbedingt sie abwarten.»

Gegen meinen Willen war ich erschüttert. Wie alle doch diese Kranke liebten!

«Lassen Sie nur, lieber Josef, es steht nicht dafür! Bei der Sonne trocknet so was rasch weg, und ich hoffe, euer Tee ist nicht stark genug, um einen anständigen Fleck zu machen. Lassen Sie's nur, Josef, klauben Sie lieber das Geschirr auf. Ich wart schon, bis Fräulein Ilona kommt.»

«Oh, wie gut, daß Herr Leutnant warten!» Er atmete förmlich auf. «Und Herr von Kekesfalva werden auch bald zurück sein und sich gewiß freuen, den Herrn Leutnant zu begrüßen. Er hat mir ausdrücklich aufgetragen...»

Aber da knisterte schon ein Schritt leichtfüßig die Treppe empor. Ilona war es. Auch sie hielt, ganz wie vordem der Diener, die Augen gesenkt, während sie an mich herantrat.

«Edith läßt Sie bitten, einen Augenblick hinunter ins Schlafzimmer zu kommen. Nur einen Augenblick! Sie bittet herzlichst darum, läßt sie Ihnen sagen.»

Wir gingen die Wendeltreppe zusammen hinab. Und sprachen kein Wort, während wir durch den Empfangsraum und das zweite Zimmer in den langen Gang gelangten, der offenbar zu den Schlafräumen führte. Manchmal berührten sich zufällig unsere Schultern in diesem dunklen Engpaß, vielleicht auch, weil ich so erregt und unruhig ging. Bei der zweiten Seitentür blieb Ilona stehen und flüsterte dringlich:

«Sie müssen jetzt gut zu ihr sein. Ich weiß nicht, was da oben vorgefallen ist, aber ich kenne diese plötzlichen Ausbrüche bei ihr. Wir alle kennen sie. Aber man darfs ihr nicht übelnehmen, wirklich nicht.»

Ich antwortete nicht. Es war auch unnötig. Ilona mußte ohnehin bemerkt haben, wie erschüttert ich war. Nun klopfte sie vorsichtig an die Tür, und kaum daß von innen Antwort kam, ein leises schüchternes «Herein», mahnte sie noch rasch:

«Bleiben Sie nicht zu lang. Nur einen Augenblick!»

Ich trat durch die lautlos nachgebende Tür. Auf den ersten Blick gewahrte ich im weiträumigen Zimmer, das die orangefarbenen Vorhänge vollkommen gegen die Gartenseite abdunkelten, nichts als rötliche Dämmerung; dann erst unterschied ich im Hintergrund das hellere Rechteck eines Bettes. Schüchtern kam von dort die wohlbekannte Stimme:

«Bitte hierher, auf das Taburett. Nur einen Augenblick halte ich Sie auf.»

Ich trat näher. Aus den Kissen schimmerte schmal das Gesicht unter dem Schatten des Haars. Eine bunte Decke rankte ihre eingestickten Blumen bis knapp empor an den mageren kindlichen Hals. Mit einer gewissen Aengstlichkeit wartete Edith ab, daß ich mich setzte. Dann erst wagte sich die Stimme scheu heran.

«Verzeihen Sie, daß ich Sie hier empfange, aber mir war schon ganz schwindlig... ich hätte nicht so lange in der scharfen Sonne draußen liegen sollen, das macht mir immer den Kopf wirr... Ich glaub faktisch, ich war nicht ganz bei Verstand, als ich... Aber... aber nicht wahr... Sie vergessen alles? Sie nehmen mir meine... meine Ungezogenheit nicht weiter übel?»

Es war so viel flehentliches Aengsten in ihrer Stimme, daß ich sie rasch unterbrach. «Aber was denken Sie... Es war doch nur meine Schuld... ich hätte Sie nicht so lange in dieser grellen Hitze sitzen lassen dürfen.»

«Zuverlässig also... Sie nehmen es mir nicht übel... wirklich nicht?»

«Keine Spur.»

«Und Sie kommen wieder... genau so wie immer?»

«Genau so. Aber unter einer Bedingung freilich.»

Sie blickte unruhig. «Welche Bedingung?»

«Daß Sie ein bißchen mehr Zutrauen zu mir haben und sich nicht immer gleich Sorgen machen, Sie hätten mich gekränkt oder beleidigt! Ich hätte Ihnen gewünscht, Sie hätten sich selber zusehen können vorgestern bei unserem Ausflug, wie Sie lustig waren und wir alle mit Ihnen — ich habe noch den ganzen Abend daran gedacht.»

«Den ganzen Abend haben Sie an mich gedacht?» Sie blickte mich an, ein wenig unsicher. «Wirklich?»

«Den ganzen Abend. Ach, was war das aber auch für ein Tag, den werde ich nie vergessen. Wunderbar war diese ganze Fahrt, wunderbar!»

«Ja», wiederholte sie träumerisch. «Wunderbar war das... wun-der-bar... erst die Fahrt über die Felder und dann die kleinen Fohlen und das Fest im Dorf... wunderbar alles vom Anfang bis zum Ende! Ach, wenn nur diese schreckliche Sache endlich einmal zu Ende käme, daß man nicht so schlecht dadurch wird, so bös und zornmütig!»

«Aber es geht doch bald zu Ende. Nur Mut müssen Sie haben, nur ein bißchen Mut noch und Geduld.»

Sie richtete sich leicht auf. «Glauben Sie... glauben Sie ehrlich, daß jetzt wirklich Schluß wird durch diese neue Kur?... Denken Sie, vorgestern, wie Papa heraufgekommen ist, war ich schon ganz sicher... Aber heut nacht, ich weiß nicht wieso, kam plötzlich eine Angst über mich, der Doktor habe sich geirrt und mir was Falsches gesagt, weil ich... weil ich mich an etwas erinnert hab. Er kam mir so unsicher, so unwahrhaftig vor, nicht so offen, nicht so herzlich wie sonst...

Ich weiß nicht warum, aber mir war, als ob er sich aus irgend einem Grund vor mir schämte... Sie sehen, ich werd es noch immer nicht los, dieses schreckliche Mißtrauen! Aber was kann man dafür? Wie soll man nicht argwöhnisch werden gegen sich, gegen alle, wenn einem so oft schon vorgeredet worden ist, man käme zu einem Ende, und dann ging es immer wieder so langsam, so schrecklich langsam. Nein, ich kann, ich kann dieses ewige Warten wirklich nicht länger ertragen!»

Sie hatte sich erregt aufgerichtet, ihre Hände begannen zu zittern. Rasch beugte ich mich näher zu ihr.

«Nein! Nicht... nicht sich wieder aufregen! Erinnern Sie sich, eben haben Sie mir versprochen...»

«Ja, ja, Sie haben recht! Es hilft nichts, wenn man sich quält, man quält nur die andern damit. Ich wollte Ihnen nur danken, daß Sie mir meine dumme Aufgeregtheit nicht weiter übelgenommen haben und... daß Sie überhaupt immer so gut zu mir sind, so... so rührend gut, wie ich's gar nicht verdiene... und daß gerade ich Sie... aber nicht wahr, wir reden nie mehr davon?»

«Nie mehr. Verlassen Sie sich darauf. Und jetzt ruhen Sie sich wirklich aus.»

Ich stand auf, um ihr die Hand zu reichen. Rührend sah sie aus, halb ängstlich noch und halb schon beruhigt von ihren Kissen zu mir emporlächelnd, ein Kind, ein Kind vor dem Schlafengehen. Alles war gut, die Atmosphäre aufgeklärt wie der Himmel nach einem Gewitter. Völlig unbefangen und beinahe fröhlich trat ich heran. Aber da schrak sie jäh empor.

«Um Himmels willen, was ist denn das? Ihre Uniform...»

Sie hatte die großen nassen Flecken auf meinem Rock bemerkt. Daß sie diese läppische Kleinigkeit so ernst nahm, wirkte auf mich ergreifend; um sie zu beruhigen, nahm ich zu einem lockeren Ton Zuflucht.

«Ach nichts», spaßte ich, «nichts Ernstliches. Ein schlimmes Kind hat mich angeschüttet.»

Noch immer war Verstörung in ihrem Blick. Doch dankbar rettete sie sich hinüber in den spielerischen Ton.

«Und haben Sie das schlimme Kind dafür tüchtig verhauen?»

«Nein», antwortete ich, schon ganz im Spielton. «Das war nicht mehr nötig. Das Kind ist längst wieder brav.»

«Und Sie sind ihm wirklich nicht mehr böse?»

«Nicht die Spur. Sie hätten hören müssen, wie schön es sein ‹bitte um Verzeihung› gesagt hat!»

«Sie tragen's ihm also gar nicht mehr nach?»

«Nein, vergeben und vergessen. Nur weiter brav bleiben muß es natürlich und alles tun, was man von ihm verlangt.» — «Und was soll es tun, das Kind?»

«Immer geduldig sein, immer freundlich bleiben, immer heiter. Nicht zu lang in der Sonne sitzen, viel spazierenfahren und alles genau befolgen, was der Arzt ihm befiehlt. Jetzt aber soll das Kind vor allem schlafen und nicht mehr reden und nachdenken. Gute Nacht.»

Ich gab ihr die Hand. Bezaubernd hübsch sah sie aus, wie sie da lag und mich glücklich anlachte mit glitzernden Augensternen. Warm und beschwichtigt legten sich fünf schmale Finger in meine Hand.

Dann ging ich, und das Herz war mir leicht. Schon rührte ich an die Klinke, da perlte von rückwärts noch ein kleines Lachen.

«War das Kind jetzt brav?»

«Tadellos. Es kriegt auch eine große Eins. Aber jetzt schlafen, schlafen, schlafen und an nichts Böses mehr denken!»

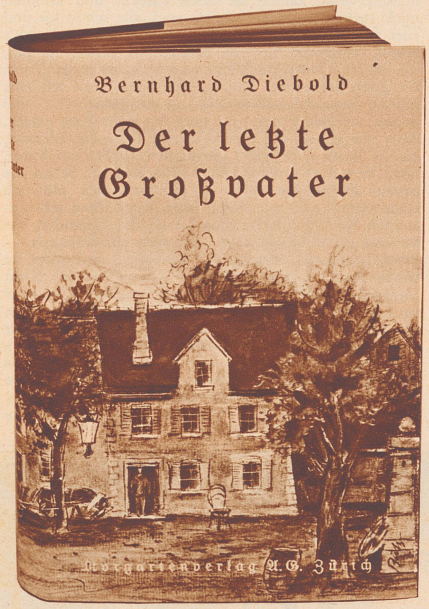
Ich hatte die Tür schon halb geöffnet, da flitzte noch einmal dieses Lachen mir nach, kindisch und verschmitzt. Und wieder kam von den Kissen die Stimme:

«Haben Sie vergessen, was ein braves Kind bekommt, vor dem Schlafengehen?» — «Nun?»

«Ein braves Kind bekommt einen Gutenachtkuß.»

(Fortsetzung folgt)

Neuerscheinung



Das Buch,
das jeder Schweizer lesen sollte

Dem alten Gärtner Weidmann gefällt die moderne Zeit so ganz und gar nicht mehr, namentlich seit der Liebschaft seines Enkels Otto mit einem etwas gar abenteuerlichen Fräulein aus Deutschland. Er vergräbt sich in seinem baufälligen Häuschen hinterm Zeltweg, das für ihn und seine harte Ehehälfte Emma ein ewiges Seldwyla bleiben soll: ein Hort der guten alten Schweiz mit ihrer ländlich-sittlichen Sparsamkeit und Rechtlichkeit. Aber der Weltkrieg hat unser Land zwar mit den Kanonen verschont, nicht aber mit der moralischen Revolution der Nachkriegsjahre. Der innere Zerfall der Familie war längstens vorbereitet, bevor die märchenhafte Dame aus dem Ausland wie ein Symbol der unbegrenzten Möglichkeiten da in den Mauerwinkel von Seldwyla einbrach. Das alte Haus Großvater Weidmanns wird leer; und zu allem Leid droht ihm auch noch der Abbruch durch die Bauspekulanten. Für den Alten im „Abelegchrage" stürzt damit das ganze Haus der einstmals so soliden Helvetia ein. Die Jungen sind für ihn gar keine Schweizer mehr. Da seufzt der greise Gärtnersmann in tiefsinniger Erkenntnis: „Ich glaube beim Eid, ich bin der letzte Großvater von Zürich".

In Leinwand gebunden Fr. 9.40
Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Morgarten-Verlag A.G.
Zürich

Althaus

hell oder dunkel

welche ist besser?

Ob die allgemeine Ansicht, daß die hellen Zigarren schwächer seien, also weniger Nikotin enthalten als die dunkeln, berechtigt ist, wurde in der Fabbrica Tabacchi in Brissago gründlich geprüft. Das Ergebnis lautet:

Dunkle Blauband sind nicht nikotinstärker als helle.

Das dunkle Virginia-Deckblatt enthält mehr Sonne, ist besser ausgereift und daher ebenso vollwertig wie das helle. Dazu garantiert die Fabrikationsart für eine sehr gleichbleibende Qualität, und das ist's, was die allgemeine Beliebtheit der „Blauband" begründet.

Blauband

Einfach Blauband verlangen, dann fahren Sie immer gut.

HERMES *baby*

Das begehrte und nützliche Weihnachtsgeschenk!

Schweizerfabrikat!

Die ideale Schreibmaschine für Ihre Privatkorrespondenz

Fr. 160.–

Weitere Modelle zu Fr. 260.- und Fr. 360.-

Höchstleistung in Dimension, Gewicht, Leistung, Preis

Generalvertrieb:

A. BAGGENSTOS, ZÜRICH

Waisenhausstr. 2 Im «Du Pont» Telephon 5 66 94

JEZLER
ECHT SILBER